



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zur Waterlooliteratur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

unentgeltlich, oder doch zu den niedrigsten Sätzen Kranke bedienen. Es ist indessen kein Zweifel, daß die Vorzüge echter Krankenpflegerinnen dieser anseheinenden Wohlfeilheit der Ordensschwestern mehr als die Waage halten werden. Den Uebergang, um die Sache zu beschleunigen, mögen immerhin Vereine vermitteln: auf die Dauer wird man ihrer kaum bedürfen, um den neuen wichtigen Berufsstand inmitten einer freien, wohlhabenden und gebildeten Gesellschaft am Leben zu erhalten.

### Zur Waterlooliteratur.

Charles F. Chesney. Waterloo-Vorlesungen. Studien zum Feldzuge von 1815, zweite vermehrte Auflage. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des königl. preuß. Generalstabes. Berlin. Mittler 1869. X. 188 S. — (Im Texte mit D bezeichnet).

Charles Chesney, Waterloo (traduit de l'Anglais avec l'autorisation de l'auteur par J. Petit). Bruxelles, Muquardt. 1869. 3425. — (Im Texte mit F. bezeichnet.)

An der Generalstabsschule zu Sandhurst ist es üblich, den Cursum der Kriegsgeschichte mit der kritischen Betrachtung eines bedeutenden Feldzuges zu eröffnen. Herr Oberstlieutenant Chesney, welcher diesen Unterricht eine Zeit lang zu ertheilen hatte, wählte dazu den auch uns nahe liegenden belgischen Feldzug von 1815. An die unter Genehmigung des Verfassers angefertigten Uebersetzungen in das Deutsche und Französische der übrigens erst nach Chesney's Lehrthätigkeit geschriebenen sieben Vorlesungen über diesen Feldzug knüpft mein Bericht an; daß das englische Original mir nicht zugänglich war, wolle der Leser entschuldigen.

Die Darstellung Chesney's setzt Zuhörer und Leser von tüchtiger allgemeiner Bildung sowie einiger Fachkenntniß voraus; doch überwiegt die erstere Forderung so sehr, daß das Buch zugleich für Geschichtsfreunde als ein Muster verbundener methodischer Forschung und Schilderung bezeichnet werden kann. Die Methode selbst freilich ist von einer nüchternen Gleichförmigkeit und herben Zurückhaltung, welche den Schönheitsgesetzen einigermaßen zu nahe tritt. Aber das Werk entspricht doch vollkommen dem gegebenen Zwecke strenger Schulung zu unbefangenen Urtheile über Fragen der Kriegsgeschichte; es ist mit durchsichtiger Klarheit ohne Pedanterie angelegt, bietet scharfe Kritik ohne unedle Beisätze und ist sachlich vollständig, ohne mit Stoff überhäuft zu sein. In der Regel geht der Verfasser von der Blosslegung

der Irrthümer und Willkürlichkeiten in dem verbreitetsten Werke, dem von Thiers, aus, so daß auch der mittelmäßige Zuhörer und Leser noch einen Leitfaden für das Verständniß behält. Daß das Buch erst nachdem der Verfasser eine andere Stellung erhalten hatte (D. S. X.) in Vorlesungsform geschrieben wurde, zeigt, wie wirksam er seinen Unterricht fand und mit welchem Ernste er denselben handhabte.

Der gewählte Stoff ist für den kriegsgeschichtlichen Unterricht in mehrfacher Beziehung vorzüglich geeignet, namentlich in der vorliegenden Beschränkung auf die eigentliche Kriegsaction in Belgien vom 15. bis 20. Juni, von den Vorpostengefechten von Thuin und Charleroi bis zum Kampfe in Namur. Neben dieser seiner Beschränktheit in Raum und Zeit wird aber der Stoff durch die Mannigfaltigkeit und innere Größe der kämpfenden Armeen und ihrer Führer ungemein lehrreich. Es erscheinen uns Jahrzehnte voll wechselnden Geschickes in großen Siegen und Niederlagen wie eine Vorbereitung der Heere und Feldherren für diese entscheidungsvollen Tage.

Die Benutzung der literarischen Hilfsmittel ist bei Chesney eine vollständige, soweit englische und französische Schriften in Betracht kommen. Ungünstiger steht es leider mit des Verfassers Kunde in deutscher Literatur, obwohl ihm unsere Sprache nicht unbekannt zu sein scheint. Wie konnte ihm und selbst, wie es scheint, der Bibliothek von Sandhurst eine so angenehme und auch bibliographisch unterrichtende Sammlung wie „die Geschichte der Kriege“ von dem Obersten Schulz entgehen, deren vierzehnter Band\*) dem Verfasser so manche Mühe erspart hätte. Leichter begreiflich, wenn auch von nachtheiligeren Folgen ist seine Unkenntniß von Bernhardis Geschichte Rußlands, in der freilich kein Ausländer die schönen Untersuchungen über den Waterloofeldzug suchen wird, welche sie enthält; durch dieses Buch wäre unser Verfasser vielleicht auch auf die ungemeine Bedeutung der Memoiren Reiche's aufmerksam geworden, mit denen Jeder genau bekannt sein sollte, der über Waterloo schreiben will.

Dagegen findet man Clausewitz' Schriften, namentlich den achten Band der „hinterlassenen Werke“ verwerthet und die Ansichten desselben mit Hochachtung und Ernst erörtert. Mit einer gewissen Lebhaftigkeit, welche an freundliche Traditionen aus jener Kriegszeit in der englischen Armee anknüpfen mag, werden des Generals von Müffling hierher gehörige Schriften gerühmt. Obwohl sich nun die deutsche Kritik über die Schwächen derselben, namentlich die seltsamen Verwechslungen von Personen und Dingen, längst

\*) Uebrigens auch in der deutschen Uebersetzung sonderbar genug nicht erwähnt, obwohl das Damis'sche Buch (D. S. 3) von Schulz (XIV. 181 XV 97) viel scharfer als von Chesney verurtheilt wird.

keinen Täuschungen mehr hingibt, so war doch auch mir, wie gleichzeitig Chesney, bei Studien auf diesem Gebiete (vgl. „Wellington“ S. 38—41) die Unentbehrlichkeit von Müffling's Arbeiten zur Gewißheit geworden. Er selbst rühmt einmal von sich („Aus meinem Leben“ 317), daß er es verstehe, „von der größten Höflichkeit alle Stadien bis zur determinirtesten Grobheit durchzugehen“. Als einen diplomatischen Militär dieser Art und dazu als einen in allen wesentlichen Dingen höchst verschwiegenen und discreten Staatsdiener muß man ihn ansehen; für unsern Zweck aber muß man im Auge behalten, daß er als preussischer Militärbevollmächtigter an Wellington's Seite einen vollen Einblick in die Ideen beider Hauptquartiere gewann, wie ihn außer ihm schlechterdings Niemand besessen hat. Denn der englische Bevollmächtigte an Blücher's Seite, Sir Henry Hardinge, ist nicht über die Stellung eines gleichgiltigen Fremden hinausgekommen, während Müffling das volle Vertrauen Wellington's erwarb. Wurde ihm doch die Ehre zu Theil, in einem vertraulichen Schreiben des Herzogs an Blücher für den Mann erklärt zu werden, „der in seiner Stellung mehr als irgend ein Anderer zur Förderung der Ziele der gemeinsamen Kriegsführung beigetragen habe“\*).

Recht im Sinne dieses Lobes äußert sich Chesney (F. 21 vgl. D. 14) dahin, daß Müffling im Jahre 1815 „vollkommener als irgend einer unter den Generalen der Verbündeten die schwachen Punkte des französischen Systems kannte. In seinen Aussprüchen über militärische Gegenstände gibt sich eine imponirende Autorität kund, da Jedermann hier die Ueberlegenheit des Wissens und der Erfahrung anerkennt.“ Namentlich die Sicherheit seiner Marschberechnungen im Gefechte findet er bewundernsworth, überhaupt seine glückliche Mischung von Praxis und Theorie, seine vollendete Erfahrung (F. 97, 119)\*\*); er gibt nur zu, daß Müffling's „lebhafter Ton im Gespräche etwas peinlich gewesen sein möge“, und sieht selbst in dessen geheimer Eifersucht gegen Gneisenau — mit befremdender Schlussfolgerung — eine Garantie richtigen Urtheils über Wellington (D. 15, F. 22). Mit der Chronologie der Müffling'schen Schriften hat er sich so eingehend beschäftigt, daß er den auf 1815 bezüglichen Theil der Schrift „aus meinem Leben“ nicht nach 1819 und auf Grund desselben Materiales, das schon der Feldzugsgeschichte zu Grunde liegt, entstanden glaubt (D. 115 F. 213).

Bei einem englischen Militär fällt dies Urtheil um so mehr auf, wenn man es mit dem keineswegs achtungsvollen über die unsäglich mühsame Ar-

\*) There is no person, who in his situation has done more to forward the objects of our operation. Der Satz bei Müffling, a. m. Leben 277. der ganze Brief bei Gurwood XII, 540. —

\*\*\*) Die deutsche Uebersetzung (D. 57, 67) mildert das Lob.

bett Siborne's vergleicht. Ihr Hauptfehler sei der jeder nationalen Darstellung, vollends nach einem großen Kriege (D. 17, F. 251): „Das Werk hatte den Beifall der englischen Armee nöthig, um sich bei seinem Erscheinen zu behaupten“; hieraus erkläre sich auch Siborne's Ueberschätzung von Wellington's kriegerischen Handlungen. In einem Falle von höchster Bedeutung — über die ursprüngliche Vereinigungsabsicht der Allirten vom 3. Mai, auf welche ich am Schlusse dieses Aufsatzes noch zurückkomme — in diesem Falle gibt Chesney der Darstellung Müffling's durchaus den Vorzug vor der Siborne's (F. 97, 119; D. 57, 67.)

Andererseits gibt er (D. 34, F. 52) in der wichtigen Frage über die Effectivstärke der Wellington'schen Armee der Siborne'schen Berechnung von 106,000 Mann den Vorzug vor der niedrigeren Schätzung des Obersten Charra's. Von diesem französischen Fachgenossen spricht er übrigens mit hoher Anerkennung in Bezug auf Charakter, Sorgfalt und militärische Vorbildung, meint auch (F. 33), sein Buch werde „noch lange Zeit\*) als erste Autorität“ gelten; aber er findet es „zu umfangreich und weitschweifig für den gewöhnlichen Gebrauch.“

Vollkommen gut erscheinen der vorliegenden Kritik über den Krieg von 1815 nur die militärischen Darstellungen von Hamley und Sir J. Straw Kennedy. Namentlich die letztere Arbeit — dem Verfasser leider dermalen unzugänglich — stellt Chesney so hoch, weil sie von einem feingebildeten, in seinen Worten völlig genauen Officier aus Wellington's Umgebung herührt, der im entscheidenden Momente der Schlacht des Feldherrn Befehle zu überbringen hatte.

Anerkennen muß man den Sinn Chesney's für Wahrheit und Gerechtigkeit wie überall, so namentlich seiner eigenen Nation und ihrer Kriegsführung gegenüber. Lobsprüche der Fremden verzeichnet er mit Bescheidenheit wie zur Ermunterung seiner Zuhörer: der Bewunderung des Marschalls Bugeaud für die Vorzüge der englischen Infanterie fügt er (D. 153, F. 278) in directer Uebersetzung das Urtheil Müffling's bei, welcher (Feldzug von 1815, S. 80) diese Truppengattung für die vorzüglichste, am Tage der Schlacht für die beste „Bataillonarmee“ erklärt hat. Aber stärker als unser Verfasser kann sich Niemand über die Thorheit äußern, der preussischen Armee den Lorbeer der Entscheidung von Waterloo streitig machen oder Wellington als das absolute Muster der Kriegsführung hinstellen zu wollen.

Bei dem Urtheile über den letzteren als Quelle der Darstellung mag einigermaßen zu bemerken sein, daß die liberale Strömung im heutigen England des Herzogs Andenken keineswegs günstig ist und auch auf die Armee

\*) „Vorausichtlich auch für spätere Zeiten“ D. 22.

zurückwirkt. So erkläre ich mir, wie überhaupt, dem Lehrer und Schriftsteller unbewußt, das Urtheil über Wellington's Versäumnisse und Irrthümer bei dem Unterrichte in Sandhurst eine Schärfe des Ausdrucks gewinnen konnte, die noch vor zehn Jahren schwerlich zulässig gewesen wäre.

Chesney's Einwürfe richten sich natürlich nicht gegen des Herzogs officielle Relation vom 19. Juni Morgens — wie denn nur schwere Mißverständnisse, in Bezug auf Absicht und Sachkunde Wellington's\*) an diesem Tage, zu Ausstellungen führen konnten. Dagegen gibt das gegen Clausewitz gerichtete Memorandum desselben von 1842, das sich in seinen Papieren gefunden hat und bei Brialmont, Jonge und im zehnten Bande der ersten Supplementarsammlung gedruckt ist — dies allerdings altersschwache Memorandum gibt der Kritik ein reichliches Feld\*\*). Man lernt aus unserem Autor, wie viele chronologische und sachliche Irrthümer sich hier über die Ereignisse des 15. und 16. Juni und über das in Folge falscher Voraussetzungen bei Hal aufgestellte Wellington'sche Truppcorps finden (D. 153, 115, 61, F. 279, 213, 106). Ein Scheinbeweis für diese Detachirung scheint merkwürdiger Weise aus einer grundlosen Behauptung der Memoiren von St. Helena geschöpft zu sein, welche von einer beabsichtigten Umgehung der Engländer nach dieser Richtung melden — obwohl nachweislich kein Mensch auf französischer Seite an eine solche Umgehung gedacht hat, deren Möglichkeit auch Napoleon erst aus Wellington's erstem Schlachtberichte geschöpft haben wird (D. 154, F. 180). So steht man — und es scheint mir das für die historische Kritik überhaupt belehrend — beide große Feldherren, den Besiegten und den Sieger, sich über ihre Absichten und Thaten vollkommenen Täuschungen hingeben.

Uebrigens verläßt unser Autor zwar mit Recht diejenigen seiner Landsleute, welche die Behauptungen der Helena-Literatur sich als Wahrheit haben aufbinden lassen; aber er hat es sich verständiger Weise zum Grundsatz gemacht (D. 29, F. 45), in allen Fällen, in welchen der Schriftsteller Napoleon weder mit sich selbst noch mit einem andern Zeugnisse in Widerspruch geräth, seinen Aeußerungen „ein großes Gewicht“ beizulegen.

Wie man sieht, erhebt sich die Arbeit auf einer durchaus soliden Grundlage und erweckt ein günstiges Vorurtheil auch für einige Mittheilungen, die auf mündlicher Ueberlieferung beruhen. Bemerkenswerth unter diesen erscheint nun besonders die Thatsache einer tiefen Abneigung Wellington's gegen den General Picton, der auf den Höhen von Mont St. Jean einen

\*) Ich glaube hier auf meine Schrift über denselben S. 41 figde. und S. 56 verweisen zu können.

\*\*) Doch ist Chesney entgangen, daß Wellington, wie ich a. a. O. S. 40 nachweisen konnte, schon 1836 Müßling's Feldzugsgeschichte, die ihm auch diesmal vorlag, wörtlich benutzte.

glorreichen Heldentod gefunden hat. Ein Augenzeuge versichert nun (D. 48, F. 85), daß der Feldherr mit diesem seinem Untergebenen überhaupt nur einmal während der ganzen Campagne, und zwar in verletzender Weise vor dem ganzen Generalstabe, gesprochen habe. Hat Picton hierauf vielleicht freiwillig den Tod im Kampfe gesucht?

Mit Umsicht, wie bei den Quellen, aus denen er schöpft, verfährt unser Autor auch bei den Hülsen, durch welche der Parteigeist den wahren Verlauf verschleiert hat. Ein Hauptmoment dieser Art sind die Vorwürfe welche namentlich Thiers — und dieser nicht ohne Rancune aus dem Ministerium der Julidynastie — gegen den Marschall Soult wegen seiner angeblichen Unerfahrenheit und Nachlässigkeit als Generalstabschef erhoben hat. Eine Anzahl dieser Vorwürfe hat schon Oberst Charras\*) zurückgewiesen, ohne für Soult besonderes Interesse zu zeigen. Mit Recht führt aber Chesney auf Grund dieser Charras'schen Zurückweisung (die zunächst Napoleon's eigene Erzählung trifft) die beiden wichtigsten Verspätungen bei der Eröffnung des Feldzuges — die Vandamme's in der Mitte und Gérards auf der Rechten — näher aus und erweist (D. 55, 63, F. 93, 110), wie in beiden Fällen Napoleon selbst die Schuld des Verzuges trifft. Denn an Vandamme sendete er mit dem entscheidenden Befehle nur einen einzigen Ordonnanzofficier, der stürzte, und an Gérard gelangte die Ordre, ehe dessen Armeecorps noch völlig formirt sein konnte. Aber aus den Erinnerungen des Duc de Fezensac und aus Jomini's Schriften bringt Chesney (D. 65, F. 115 ff.) eine ganze Reihe von Beispielen aus Napoleon's früheren Feldzügen von 1806—1813, welche dieselbe absichtliche Sorglosigkeit des Generalstabsdienstes, dieselbe Betrauung je nur eines Officiers mit den wichtigsten Botschaften zeigen. Dieses maßlose Vertrauen in den Erfolg und den Beistand des Glücks ist nun aber für Napoleon bei seinen letzten Feldzügen besonders verhängnißvoll geworden.

Es entsprangen aus demselben alle die irrigen Voraussetzungen am Schlachttage von Ligny, welche völlig aufgedeckt zu haben Charras' Verdienst ist. Namentlich hat dieser nachgewiesen, wie Napoleon erst im Verlaufe der Schlacht gewahr wurde, daß ihm mehr als ein einziger preussischer Truppentheil gegenüber stehe, wie ferner er selbst und er allein\*\*) das unnütze Hin- und Herziehen des Erlon'schen Armeecorps zwischen beiden Schlachtfeldern von Quatrebras und Ligny veranlaßt hat. Auch die Verspätung

\*) Ich bemerke, daß ich die vierte, erheblich vermehrte Auflage der *campagne de 1815* aus dem Jahre 1863 benutze, hier zunächst S. 111, 515, 113. —

\*\*) Charras 208, 552. Mit Unrecht behauptet daher Chesney (D. 95, F. 174), Charras wälze die Hauptschuld auf den Uebereifer des Generals Labedoyère. Auch hat er die ganze Note K im Anhang bei Charras übersehen, welche schön erörtert, wie Napoleon möglichst rasch nach Quatrebras und Sombresse hätte vordringen müssen.

des Angriffes von Ligny selbst hat Charraß überzeugend erklärt, besonders (S. 134) aus einem bis dahin unbekannt gebliebenen Schreiben des Kaisers an Grouchy, welches erst nach acht Uhr Morgens dictirt ist und von zwei unrichtigen Voraussetzungen ausgeht. Denn Napoleon spricht in demselben einerseits aus: „die Preußen können uns nicht mehr als 40,000 Mann entgegenstellen“ und glaubt anderseits ohne ernstlichen Kampf am folgenden Tage in Brüssel einzuziehen zu können. Zu seinem großen Schaden ist unserm Autor, der eine frühere Auflage des Buches benutzte, dies Schreiben entgangen; dagegen hat er das gleichzeitig an Ney dictirte gefannt, das Charraß ebenfalls (S. 152) bringt und aus welchem erhellt, daß Napoleon erst „um drei Uhr Nachmittags oder am Abend“, also in aller Gemächlichkeit, seine weiteren Entschlüsse zu fassen gedachte.

Mit allen vorurtheilslosen Beurtheilern stimmt auch Chesney darin überein, daß der erprobte Eroberer den 17. Juni 1815 vergeudet hat. Mit Bernhardt speciell (I, 304) trifft er sich in dem Nachweise der irrigen Absendung Grouchy's zur Auffuchung und Verfolgung der Preußen, welche „bereits einen Vorsprung von zehn Stunden hatten“. Eine andere Beobachtung, die Bernhardt (I, 304) nur andeutet, führt er näher und in wirksamer Weise aus. Er macht nämlich darauf aufmerksam, daß Napoleon unmittelbar nachdem er Grouchy zur Auffuchung der Preußen in der Richtung von Namur entsendet hatte, nach Marbais fuhr, über welches Dorf die Straße nach Tilly und Wavre führte, auf der die Preußen wirklich abgezogen waren. Von Marbais aus hätte aber nur der Kaiser selbst, dem drei Reiterdivisionen\*) unter seinen directen Befehlen zur Verfügung standen, und nicht der nach Osten entsendete Grouchy, die Reconoscirung auf dieser Straße vornehmen können und müssen. Erhellte doch aus einem seiner Briefe von demselben 17. Mittags, daß er mindestens die Möglichkeit einer Vereinigungsabsicht der preußischen mit der englischen Armee (— on ils veulent se réunir encore pour couvrir Bruxelles) ins Auge gefaßt hatte!

Auch für die Entscheidungsschlacht selbst stimmt der neue Forscher den unbefangenen unter den früheren darin bei, daß die tactische Verwendung der Truppen, in welcher Wellington so sehr excellirte, von Seiten Napoleon's durchaus ungenügend gewesen sei. Besonders verhängnißvoll erscheint ihm dieser Fehler nach der vierten Attaque, als Ney, der schon die englische Schlachtreihe durchbrochen hatte, ohne Unterstützung blieb. Chesney meint am Ende, jeder andere General, der an diesem Tage wie Napoleon gehandelt hätte, würde wegen seiner Tactik eben so einstimmigen Tadel erfahren, als wegen

\*) Charraß 584 sieht nur eine indolente négligence Napoleons darin, daß er nicht schon vor der unnützen Morgenrevue diese Reiter in den Halbkreis nach Norden entsendete.

der Strategie, die ihn zu so gefährlichen und verzweifelten Versuchen gebracht habe. (F. 287 vgl. D. 160).

Mehr noch als Charras (436—440) und Bernhardi (345—347) findet Chesney das Verfahren Grouchy's von dem Momente an höchst lobenswerth, da derselbe auf die Nachricht von der Niederlage Napoleon's ganz auf seine eigenen Eingebungen gestellt war. Er meint, unter anderen Umständen würde die französische Nation aus Grouchy's Rückzug von Wavre bis Dinant einen Ruhmestitel für sich gemacht haben; er theilt nicht den Vorwurf der Unklarheit und Unbeholfenheit, welchen Clausewitz (172) gegen Grouchy bei der Verfolgung der Preußen zwischen Gemblaux und Wavre erhebt.

Auch in Bezug auf Ney's Verfahren bei Quatrebras schließt sich die neue Untersuchung der von Charras (116—118, 544 flgde.) namentlich in dem Nachweise an, daß die Einnahme dieses Knotenpunktes weder beabsichtigt noch zulässig war, ehe der rechte Flügel der Armee Sombrefte besetzt hatte; das sollte aber erst am 16. geschehen, wie schon Clausewitz (Werke VIII. 62, 104) bemerkt. An diesem Orte hätte aber eine genaue Erörterung über Clausewitz' fernere Ansicht — und nicht blos eine Erwähnung derselben — aufgenommen werden müssen, daß die Stellung von Quatrebras die Wichtigkeit gar nicht verdiene, die man ihr beimesse. Sehr erwünscht ist die Bemerkung, daß die geringe Stärke der alliirten Streitkräfte dem französischen Befehlshaber durch das auf etwa 1500 Fuß ansteigende und damals noch mit Gehölz im Südwesten\*) des Knotenpunktes besetzte Terrain verdeckt wurde\*\*).

Die preußische Heerleitung, namentlich der heroische Entschluß, den Rückzug von Ligny auf Wavre zu lenken, findet bei Chesney, wie gesagt, die wärmste Anerkennung; aber ein neues Ergebnis ist aus diesem Theile des Buches nicht zu gewinnen; und es wäre am besten gewesen, einfach die edlen Worte herüberzunehmen, mit denen Clausewitz (VII. 113) die Motive schildert. Andererseits führt der Autor die Schwächen der englischen Heerleitung, welche schon Charras (183 und 200) aufziefen — und denen, dem Verfasser unbewußt, Bernhardi (278 und 288) näher nachgegangen war — mit vollkommener Unbefangeneit aus. Zu denselben ist die weitere Bemerkung Chesney's einleuchtend, daß die westwärts aufgestellten 18,000 Mann unter den Befehlen Colville's und des Prinzen Friedrich der Niederlande, welche eine Umgehung über Nivelles und Hal verhindern sollten, diesem Zwecke ebenso gut entsprochen haben würden, wenn sie dem Schlachtfelde von Waterloo zwei Stunden näher aufgestellt worden wären. Auf alle Fälle hätten sie

\*) sud-est hat F. 101, „im südlichen Winkel jener Kreuzwege“ hat D. 59.

\*\*\*) Dieser letztere Umstand tritt aus der Charras'schen Reproducirung des Schlachtfeldes in seinem Zustande von 1815 (Planche 5) schön hervor.

nach Kennedy's Meinung, der Chesney beipflichtet, zur Schlacht selbst herbeigezogen werden müssen. „Die Brigade Colville hätte den englischen Linien den gefährvollen Moment einer Durchbrechung vor Zithen's Ankunft ersparen können.“ (F. 281, D. 155.)

Wiederholt glaube ich hier bemerken zu sollen, worauf ich schon bei einem andern Anlasse hinwies, daß allein Wellington's Absicht, auf alle Fälle eine so starke Detachirung vorzunehmen, einen entscheidenden Umstand erklärlich macht. Er wollte nämlich nur dann die Defensivschlacht annehmen, wenn er durch mindestens ein preussisches Armeecorps verstärkt werde — als Ersatz eben für die westwärts entsendeten Truppen.

Die Katastrophe der Schlacht von Waterloo durch Feuer preussischer Artillerie während des noch andauernden Ringens zwischen Franzosen und Engländern, wie sie sich aus Keiche's Memoiren im Zusammenhange mit anderen authentischen Nachrichten ergibt\*), ist wie den Führern auch Chesney entgangen.

Dagegen geht auch er (D. 140, F. 256 ff.) auf die schon so vielfach durchgesprochene Frage ein, ob Wellington's Aufstellung vor einem Walde mit einigen gebahnten Wegen, wie das Gehölz von Soigne war, rathsam gewesen sei. Er billigt dieselbe wesentlich mit den von Jomini und Clausewitz\*\*) beigebrachten Gründen, denen er als besonders wichtigen die bessere Erfahrung Wellington's in der Defensive beifügt; Napoleon's Behauptung, jeder Rückzug seines Gegners nach Brüssel von der Stellung bei Mont St. Jean sei unmöglich gewesen, erscheint ihm unwahr und absichtlich.

Diese ganze alte Erörterung ist aber schon deshalb zwecklos, weil Wellington niemals die Absicht geäußert hat, seinen Rückzug eventuell durch das Gehölz von Soigne anzutreten. In seinen Correspondenzen liegt über diese ganze Frage überhaupt gar keine Aeußerung vor. Nur hat er in dem Jahre vor der Schlacht, im Herbst des Jahres 1814, in seinem Memorandum über die Vertheidigung des neu gegründeten Königreichs der Niederlande (bei Gurwood XII., 129) das Local des Schlachtfeldes, „den Eingang des Waldes von Soigne auf der Straße nach Brüssel“ als geeignet für Ver-

\*) Ich hoffe dies Verhältniß „Wellington“ S. 50 flgde. hinlänglich erörtert zu haben.

\*\*) Sonderbar ist, daß Chesney die directeste Aeußerung Clausewitz's nicht anführt. Sie ist in behutsamster Form gehalten, so daß eine andere Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen bleibt. (Werke VIII., 116). „Hinter der Front auf eine Stunde Entfernung lag das Holz von Soigne, welches Bonaparte und viele andere Kunsttrichter als einen Abgrund für Wellington's Heer ansehen, im Falle er die Schlacht verlore, welches aber doch wohl nicht von solcher Beschaffenheit gewesen sein muß, wie dabei vorausgesetzt wird, weil sonst ein so behutsamer Feldherr wie Wellington es nicht im Rücken genommen hätte. Ein Wald, der von vielen Wegen durchschnitten ist, scheint gerade ein großes Schuzmittel für eine geschlagene Armee zu sein.“

theidigungswerke gegen eine französische Armee bezeichnet; da aber diese Werke nicht aufgeführt worden sind, so ist die Stelle für unseren Zweck unbrauchbar.

Bei dieser Sachlage erfreute mich ein hochverehrter schweizerischer Kriegsführer, Herr Oberst Ziegler, durch eine gütige Mittheilung, welche ich ihrem Wortlaute nach zu wiederholen mich verpflichtet halte. Ich habe dabei nur zu bemerken, daß derselbe im Anfange der zwanziger Jahre Adjutant seines Vaters, des Provincialcommandanten in Namur, Generalmajor Ziegler, gewesen ist. Bei einem Besuche Wellington's in dieser Stadt — ich vermute im Jahre 1821, als er König Georg IV. auf das belgische Schlachtfeld begleitete — hielt der Herzog Tafel in einem Gasthause. Generalmajor Ziegler wohnte derselben bei und erzählte nachher seinem Sohne, welcher der herzoglichen Einladung zu folgen verhindert war, das folgende Tischgespräch über die Schlacht von Waterloo:

„Da wiederholt von Fachmännern die Aufstellung der Armee Wellington's für eine sehr gefährliche gehalten wurde, weil sich im Rücken derselben eine nicht unbedeutende Waldung bois de Soigne befand, durch welche nur die Heerstraße nach Brüssel mit Fuhrwerken benützt werden konnte, so daß bei einem Rückzuge ein verheerendes encombrement in Aussicht stand, so war es um so interessanter, zu vernehmen, was der Herzog hierüber sagte. Dieser nahm einen Bleistift zur Hand und zeichnete auf die schöne neue Tapete des betreffenden Salons mittelst einiger flüchtigen Züge\*) die Stellung der Armee, sowie das bois de Soigne, indem er scherzend beifügte, der Wirth werde wohl nichts dagegen einwenden, wenn der Herzog von Wellington eigenhändig einige Bleistiftstriche über die Schlacht von Waterloo auf der Tapete anbringe. „Die letzte Stunde der Schlacht war für mich eine allerdings peinliche“, sagte er; „den Rückzug hätte ich aber nicht nach dem bois de Soigne genommen, wie es Napoleon voraussetzte, indem er annahm, ich werde mich nach Brüssel resp. gegen das Meer hin zurückziehen, sondern ich hätte die Richtung nach links, das ist gegen Wavre hin eingeschlagen, was mir den wesentlichen Vortheil gebracht hätte, mich der preussischen Armee unter Feldmarschall Blücher zu nähern.““

Nach dieser Eröffnung wird man also annehmen dürfen, daß Wellington, falls jene vierte Attacke der Franzosen dauernden Erfolg gehabt und eine wirkliche Durchbrechung seines Centrums bewirkt hätte, die ihm gebliebenen Truppen der Mitte und der Linken auf Ohain und den anrückenden Preußen unter Ziethen entgegen dirigirt haben würde. Die Unangreifbarkeit der Position auf dem linken Flügel, welche Bernhardt durch Schilderung des damaligen Terrains (I. 538) so überzeugend erörtert, wäre bei einem solchen Rückzuge natürlich auch sehr zu statten gekommen.

Und sollte der Umstand, daß die beiden Reiterbrigaden Bivian und Wandelmur eben auf dem linken Flügel, westlich von Chapelle St. Jacques so lange unbeschäftigt hielten, nicht damit zusammenhängen, daß der englische Feldherr sich die Möglichkeit des Rückzuges nach Osten sichern wollte? Und hätten sich nicht andererseits die nach Durchbrechung der Mitte abgetrennten Truppen des rechten Flügels dem unter dem Prinzen Friedrich und Colville im Westen aufgestellten Heeresheile anzuschließen haben suchen müssen?

Aber man wird sich doch auch der Bemerkung nicht verschließen dürfen,

\*) Solche Striche von seiner Hand zeigt auch der Ingenieurplan des Schlachtfeldes bei Yonge, duke of Wellington I. 565. Aus dem erwähnten Memorandum im Herbst 1814 (Ourwood despatches XII. 127 sqq.) sieht man, wie genau ihm aus seinen Erfahrungen von 1794 die Localität bekannt war.

daß ein erster bedeutender Erfolg der französischen Truppen über das buntgemischte Heer Wellington's die Möglichkeit der Ausführung eines derartigen Rückzugsplans erheblich alterirt haben würde. Eine Analogie aus demselben Feldzuge dürfte dies darthun.

Schon für einen Einbruch des französischen Heeres auf dem Wege über Charleroi waren am 3. Mai in Tirlemont zwischen dem englischen und dem preussischen Feldherrn Verabredungen getroffen worden, denen dennoch, als dieser Einbruch am 14. Juni wirklich erfolgte, von keiner von beiden Seiten entsprochen worden ist. Mit überzeugender Kraft thut Chesney die Vorzüglichkeit dieses Planes dar (F. 97, ff. D. 57), nach welchem die Blücher'sche Armee zwischen Charleroi und Sombreffe längs der nordostwärts über Fleurus und bei Ligny ziehenden Straße sich aufstellen, die Wellington'sche aber ihre Stellung zwischen Marchimmes an der Sambre auf der westwärts von Charleroi ziehenden Straße und zwischen Gosselies nehmen sollte, welches an der nordwärts gehenden Straße liegt. Es würden hierdurch die beiden, westlich und nördlich von Charleroi eng vereinigten Armeen jedes Vordringen Napoleon's nach Norden unmöglich gemacht haben. „In der That aber war am 15. Juni, Nachmittags um 3 Uhr, kaum ein preussisches Armeecorps auf dem außersehenen Terrain und außer der holländisch-belgischen Division Perponcher hatte auf dasselbe nicht ein Mann des Wellington'schen Heeres seinen Fuß gesetzt, während die Spitze einer Colonne von 40,000 Franzosen die Sambre bei Marchimmes überschritten hatte und eine andere Heersäule von 70,000 Mann in Charleroi einzog.“

Schließlich kann Ref. nur wiederholen, was er bereits im Eingange bemerkt hat, daß trotz der hervorgetretenen Mängel im Einzelnen die vorliegende Arbeit als für den Unterrichtszweck, den sie sich gestellt hat, sehr gelungen bezeichnet werden muß.

## Politischer Monatsbericht.

× Leipzig, Ende Januar.

Das Jahr 1870 ist unter den Aspekten des Friedens angebrochen. Wenn die politischen Wettermacher Recht haben, gehen wir für die nächste Zukunft einer Zeit entgegen, in der selbst die dünnen Wolken, welche über den letzten zwölf Monaten lagen, verschleucht sein werden, um einem unge-trübt heiteren Himmel Platz zu machen. Aber wie für den Einzelnen das Leben nicht der Güter höchstes sein darf, so ist der Frieden in der politischen Welt nicht das höchste Gut. Auf die Bedingungen dieses Friedens kommt es an und diese sind für einen beträchtlichen Theil Europas weder befriedigend, noch auf die Dauer haltbar. Für uns Deutsche liegen die Dinge freilich so, daß wir den Frieden noch für eine Anzahl Jahre brauchen. Nicht als ob wir hoffen dürften, es werde sich, was an unserer nationalen Einheit und Geschlossenheit fehlt, von selbst einfinden, wenn uns Zeit zu freier Entwicklung gelassen wird. Wir wissen im Gegentheil aus der Erfahrung der letzten Jahre, daß es ein Irrthum war, von dem deutschen Süden zu erwarten, er werde das Nothwendige in freier Entschließung thun, die Brücke über den Main selbst bauen. Aber der Zeitpunkt für eine gewaltsame Lösung ist zunächst vorüber. Seit dem Sommer 1868 steht außer Frage, daß die Majorität der süddeutschen Staaten den gegenwärtigen hundert Mal als unhaltbar anerkannten Zustand weiter zu fristen entschlossen ist, so lange es irgend geht. Und es kann noch lange gehen, wie es bisher ge-